



64. Jahrgang

Nr. 252

März 2022

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de



Kirche in Buchelsdorf



LANDSMANNSCHAFT
SCHLESISIEN
Nieder- und
Oberschlesien e.V.

Schlesische Nachrichten

Zeitschrift für Schlesien

Herausgeber: Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien
Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter, Tel. (0 22 44) 92 59-0, Fax (0 22 44) 92 59-290



**Schlesien bleibt unser Auftrag
Unsere Heimat heißt Schlesien
Wir lieben Schlesien
Wir halten Schlesien die Treue
Wir bekennen uns zu Schlesien
Schlesien lebt und muß überleben**

Darum die „SCHLESISCHEN NACHRICHTEN“
Darum die ZEITSCHRIFT FÜR SCHLESISIEN

Ganz Schlesien, von Görlitz bis Kattowitz, ist Inhalt dieser Zeitung. Wir informieren über Schlesien gestern und heute, wir diskutieren über die Zukunft Schlesiens. Wir berichten über unsere Landsleute in der Heimat und das deutsch-polnische Verhältnis. Unsere Landsleute in Mitteldeutschland können zum ersten Male seit über 30 Jahren mitreden und mithandeln. Geschichte und Kultur, landsmannschaftliche Aktivitäten und die Tagespolitik, aber auch die Ansprache des unverwechselbaren schlesischen Gemüts sind Inhalt des offiziellen Organs der Landsmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien -.

Jedes Abonnement der **Schlesischen Nachrichten** (erscheinen einmal im Monat) erhöht die Auflage. Auch Patenschaftsabonnements für unsere Landsleute in Mitteldeutschland und in der Heimat sind willkommen und dringend geboten.

Es gibt keine bessere **Zeitschrift für Schlesien**.

Schlesische Nachrichten

Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter (Heisterbacherrott) Tel. 02244 / 9259 – 0 Fax: -290
nachrichten@schlesien-Lm.de

Hiermit bestelle ich ab _____ (Monat/Jahr)

_____ Abonnement(s) der **Schlesischen Nachrichten** (+ rückwirkende Ausgaben Nr. _____)

Lieferbedingungen: Jahresbezugszeit ist das Kalenderjahr. Jährlicher Bezugspreis 49,- €, Einzelpreis 4,50 €. Zahlung nur nach Rechnungserteilung. Abbestellung nur bis zum 30. Nov. eines laufenden Jahres für das kommende Jahr sowie im Falle von Preiserhöhungen möglich.

Name: _____

Anschrift: _____

E-Mail _____

Tel.: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Dieser Abonnementsauftrag kann innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung schriftlich an obige Anschrift widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Unterschrift des neuen Abonnenten

Wir empfehlen den Bezug der Schlesischen Nachrichten sehr!

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße/Hausnummer)

erklärt hiermit seinen/hren Beitritt zum Verein Namslauer Heimatfreunde e. V.
vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 EURO)
von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen - IBAN = DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

_____ (Ort und Datum) _____ (Unterschrift)

Nachruf

Am 5. Februar 2022 verstarb plötzlich unsere
1. Vorsitzende

Hannelore Suntheim geb. Frei

im Alter von 85 Jahren.

Mit ihrer Tochter Birgitt Suntheim-Zinser und allen Angehörigen betrauern wir schmerzlich den Heimgang unserer 1. Vorsitzenden.

Hannelore Suntheim trat vor 66 Jahren, am 1.1.1958, in unsere Vereinigung ein. Im Jahre 2000 wurde sie in den Vorstand gewählt.

Seit 2006 war sie Stellvertretende Vorsitzende und ab 2017 hatte sie den Vorsitz unserer Vereinigung inne. In diesen Funktionen war sie viele Stunden zum Wohle unserer Gemeinschaft tätig. Besonders am Herzen lag ihr die Verbindung zu den Landsleuten in der Heimat. Viele Jahre unterstützte sie das Krankenhaus in Namslau durch die kostenlose Zurverfügungstellung von dort dringend benötigten Materialien. In den letzten Jahren organisierte sie vor allem die Namslauhilfe (Nikolausfeier) für bedürftige Namslauer in der Heimat. Wichtig waren ihr zudem die Treffen in Neustadt/Dosse.

Liebenswert, stets hilfsbereit und verlässlich, so haben wir Hannelore Suntheim erlebt und besonders geschätzt. Und so werden die Namslauer Heimatfreunde sie, die sich um den Zusammenhalt der Namslauer aus Stadt und Kreis besonders verdient gemacht hat, in dankbarer Erinnerung behalten.

Für den Vorstand der Namslauer Heimatfreunde
Wolfgang Giernoth, Schriftführer

Inhaltsverzeichnis

Werbung für die Schlesischen Nachrichten	01
Beitrittserklärung	02
In eigener Sache	05
Frauen und Mütter der Vergangenheit	06
Brieger Gänse	07 – 09
Wechselhafte Geschichte – über die Wetterstation auf der Schneekoppe	09 – 15
Der schlafende Löwe in Bad Karlsruhe	16
Mittelalterlicher Jahrmarkt	17 – 18
Die schlesischen Talsperren	18 – 20
Jagdparadies Schlesien	21 – 23
Unsere schlesische Mundart	23 – 27
Die Namslauer Stadtbefestigung	27 – 41
Gräflicher Pferdehandel	41 – 43
Familiennachrichten, Impressum	45 – 55

In eigener Sache

Liebe Landsleute,
ich wünsche Ihnen ein frohes und vor allem gesundes
Neues Jahr.

Von „Corona“ ist das Leben leider auch im Jahre
2021 bestimmt gewesen. Die persönlichen
Begegnungen/Treffen unserer Vereinigung mussten
bedauerlicherweise erneut ausfallen. Schließlich
konnte auch die Nikolausfeier in Namslau im Jahre
2021 nicht stattfinden. Wir überlegen, die
„Bescherung“ zu Ostern nachzuholen, wenn es die
pandemische Lage zulässt. Einzige Verbindung unter
uns war auch im letzten Jahr der „Namslauer
Heimatruf“. Wir bemühen uns, Ihnen dieses wichtige
Bindeglied auch in diesem Jahr wieder pünktlich
zukommen zu lassen.

Eine Bitte dazu: Falls Sie Aufzeichnungen
(Erlebnisberichte, Geschichten von früher usw.)
haben, senden Sie uns diese. Wir würden sie gern im
Heimatruf veröffentlichen.

Schließlich ist auch 2021 die Zahl unserer Mitglieder
weiter zurückgegangen; in Zahlen: 1.1.2021 = 419
Mitglieder, Zugang = 3, Abgang = 52; demnach am
1.1.2022 = 370 Mitglieder. Ihr Durchschnittsalter
beträgt nunmehr 83,5 Jahre; rd. 37 % der Mitglieder
sind 90 Jahre und älter.

Wir wollen dennoch die Hoffnung nicht aufgeben,
dass wir uns in diesem Jahr wieder treffen können.

In diesem Sinne grüßt Sie herzlich
Ihr Wolfgang Giernoth, Schriftführer

Frauen und Mütter der Vergangenheit

von Lothar Kollé

Vom Krieg blieb Asche und Traurigkeit.
Der Gedanke, ob es je wieder gäbe eine glückliche Zeit,
schien geschrumpft auf ein Minimum.
Ihr Mütter dachtet es und bleibt leise und stumm.
Ihr konntet es lange nicht begreifen.

Es war nicht die Zeit, etwas Neues zu erreichen.
Die Heimat mit allem Materiellen vom Krieg überrannt und
verloren.

Eure Kinder sind am Straßenrand erfroren.

Lange stand euer Lebensraum unter Feuer und Beschuss.
Ihr Mütter hattet so manchen Verdruss.
Die Heimat verbrannte und verglühte!
Keiner glaubte, dass je wieder neu etwas blühte!

Auch der Hunger suchte lange Euch zu erschrecken.
Am Horizont war kein weisender Lichtstrahl zu entdecken.

Millionen Menschen sind damals umgekommen.
Ihr Mütter habt Euch ein Herz genommen.
Ihr fragtet nicht lange nach dem großen Sinn.
Für viele von Euch schien die Zukunft dahin.

Schließlich habt Ihr den Windhauch gespürt und ertragen!
Ihr durftet wegen der Kinder nicht verzagen!

Der Wind wurde beim Weitergehen zum Sturm, dann Orkan
Doch vom Horizont kam endlich ein neues Hoch heran.
Ihr konntet es alle nicht glauben, nicht fassen:
Das Leben ging weiter auf neuen Straßen,
die Euch führten zu vielen unendlichen Wegen.
Es hat alles nur an dem Krieg gelegen.

Es ist für manche von Euch spät gesagt,
doch möchte ich Euch alle nennen:
Ihr machtet für uns (damals) das große Rennen!

„Brieger Gänse“ Geschichte über Gänse, die nicht fliegen können



Sie sind wieder da ... die Eisschollen auf der Oder,
auch „Brieger Gänse“ genannt

Wenn an den Ufern der Oder der Winter einsetzt, und der kalte Ostwind über das Bruch heult, bilden sich nach den ersten Nachtfrösten die viel beschriebenen besonderen Eisschollen mit ihren typischen runden Formen und dem flachen Randwall. Dann, so sagte man vor langen Zeiten, beginnt Viadrus, der Flussgott der Oder, sich sein weißes Winterkleid anzulegen. Beim Drehen in freier Fahrt erzeugen sie das typische leise Rauschen und Zischen, wenn sie sich berühren. Akustisch interessant wird es bei einem Kontakt mit Brückenpfeilern. Irgendwann einmal kommt alles ins Stocken und es bildet sich eine geschlossene Eisdecke. Der Entstehungsmechanismus ist wohl die Ursache dafür, dass das Odereis nicht eben und glatt ist wie auf

einem Binnensee, sondern eher einem frisch gepflügten Acker ähnelt. Das Eislaufen mit Schlittschuhen ist aus diesem Grunde auf dem Strom nicht möglich.

Im Schlesischen werden diese besonderen Odereisschollen als „Brieger Gänse“ bezeichnet, benannt nach der alten deutschen Oderstadt Brieg, die dem einstigen Regierungsbezirk Breslau in Schlesien angehörte. Der in Beuthen an der Oder geborene Dichter Jochen Klepper setzte den „Brieger Gänsen“ in seinem bekannten Roman „Der Kahn der fröhlichen Leute“ ein reizvolles literarisches Denkmal.

Der Inhalt dieser prosaischen Miniatur ist das heute längst vergangene und vergessene schwere Leben der Menschen auf der Oder, der Dampferkapitäne, der Schiffseigner, der Steuermänner und Matrosen mit ihren Familien. Wert und Bedeutung des Romans ist heutzutage in dem Maße gestiegen, wie es wieder erlaubt ist, völlig unbekümmert deutsche Ortsnamen am Fluss zu benennen, die schon fast vergessen schienen. Wir lesen bei ihm: „Halb Zeuthen (gemeint ist Beuthen a.d.O.) wartete auf der Brücke. Alle wollten es sehen, wie die flachen Eisschollen an klobigen Blöcken zersplitterten, wie die schweren Schollen sich gegeneinander stauten und ihre Schneekrusten sich verhafteten, wie in wenigen Minuten die Oder zum Stehen kam. Ganz weit drunten, an der Carolather Biegung, sah man noch die „Brieger Gänse“ schwärmen, von Nenkersdorf flogen neue heraus. Treibeis!“

Von der beschriebenen Brücke kann man längst nicht mehr auf den Fluss schauen, sie wurde im Krieg zerstört und nicht wiederaufgebaut.

Eine andere literarische Quelle um den Begriff der „Brieger Gänse“ liefert die Erzählung „Brieger Gänse fliegen nicht“ von Helmut J. P. Auer, einem echten Brieger des Jahrganges 1920. Er schreibt: „Die Brieger

Gänse waren Jahr für Jahr für die Bewohner von Ohlau und Breslau tagelang Gesprächsstoff und ein kleines Ereignis. Denn Jahr für Jahr im Spätherbst, es konnte Oktober oder auch in Ausnahmefällen November sein, waren die 'Brieger Gänse' unterwegs.“ Woher diese interessanten Eisformationen wirklich kommen, weiß niemand so recht, aber in den winterlichen Stuben der Häuser an den Ufern der Oder erklärte man das früher so: Die „Gänse“ entstünden hinter einer besonderen Bühne weit oberhalb der Stadt in der Tiefe des dunklen Oderwaldes, eben dort, wo auch der Nikolaus wohnt. Ihr Erscheinen war das Signal, sich auf die Weihnachtszeit vorzubereiten. Daran hat sich inzwischen eine Menge geändert, das veränderte Klima ist die Ursache. Aber vielleicht wird einmal eine Zeit kommen, in der die „Brieger Gänse“ wieder oft zu sehen sein werden.

aus: Schlesische Nachrichten Nr. 10.2021

Wechselhafte Geschichte Über die Wetterstation auf der Schneekoppe von Peter Krusche

Auf dem kahlen Gipfel der Schneekoppe, auf einer Höhe von 1603 m, steht das "Tadeusz Hołdys Observatorium" wie eine futuristische Raumstation. Wegen seiner einzigartigen Architektur wurde das moderne Bauwerk mit den drei plattenförmigen Ebenen kürzlich in die Liste der niederschlesischen Kulturdenkmäler aufgenommen.

Das Gebäude, das ein meteorologisches Observatorium und ein Bergrestaurant enthält, wurde von 1964 bis 1969 gebaut. Nach der Fertigstellung gab

es jedoch einige Probleme, und die neue Wetterstation konnte bis Ende Oktober 1976 nicht genutzt werden. Während dieser Zeit war die alte Wetterwarte aus dem Jahr 1900 noch in Betrieb, doch 1989 wurde sie wegen zunehmender Baufälligkeit abgerissen. Das neue Gebäude wurde nach den Plänen der Architekten Witold Lipiński und Waldemar Wawrzyniak von der Technischen Universität Breslau gebaut.



Bauden im Winter 1925

Bereits 1949 hatte es Überlegungen gegeben, ein modernes meteorologisches Observatorium auf der Schneekoppe zu bauen. Allerdings musste die Zufahrtsstraße zuerst vollständig ausgebaut sein, um Baumaterialien sicher auf den Gipfel zu transportieren. Auch die Finanzierung des Projekts musste gesichert werden. Die neue Wetterstation sollte auch den extremen Witterungsbedingungen im Winter standhalten und wurde deshalb nach bestem technischem Wissen auf dem kargen Gipfel erbaut. Doch das Wetter auf dem höchsten Gipfel des Riesengebirges ist sehr launisch und unberechenbar.

Mitte März 2009 kam es nach monatelangem Frost und Schneehöhen bis zu zwei und drei Metern völlig unerwartet zu einer Wetterkatastrophe auf dem Gipfel. Ein heftiger Orkan fegte mit mehr als 140 km/h über die Koppe und schon bald drohte das Observatorium einzustürzen. Der Gang um die obere Plattform brach aufgrund der immensen Schneelast, der starken Frostauflagen und der heftigen Wucht des Sturms ab. Nun war die gesamte Statik des Gebäudes in Gefahr und die Meteorologen mussten in Sicherheit gebracht werden. Eine provisorische Wetterbeobachtung wurde nun im Schlesierhaus 200 m unterhalb des Gipfels durchgeführt.

Im Herbst 2009, als das Gebäude auf der Koppe wieder betriebsbereit war, wurde der meteorologische Dienst wieder in das Observatorium verlegt, nun aber mit einem vollautomatischen System. Die Wartung und Reparatur von beschädigten meteorologischen Instrumenten, vor allem in der rauen Winterzeit, war jedoch weiterhin regelmäßig erforderlich. Aufgrund dieser Erfahrung und des damit verbundenen Aufwands, beschloss das "Polnische Institut für Meteorologie und Wasserwirtschaft (IMGW)", das automatische System wieder einzustellen und zu einem manuellen Modus zurückzukehren. Um dies zu gewährleisten, war eine komplette Renovierung der Anlage, auch mit Räumen für die Meteorologen, notwendig. Nachdem die aufwändigen Arbeiten abgeschlossen waren, zogen die Meteorologen im Mai 2016 wieder in die renovierte Station ein. Nun teilten sich sechs Beobachter den Dienst im Schichtbetrieb und genossen die herrliche Aussicht auf die umliegende Bergkette.



Die polnische Warte

Bereits 1786 wurden sporadische Wetterbeobachtungen auf der Koppe durchgeführt. Allerdings nur im Sommer, denn ein regelmäßiger Aufenthalt in der rauen Winterumgebung dieses unwirtlichen Berggipfels war damals nicht möglich. Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der rührige "Koppen"-Wirt Carl Siebenhaar eigene Wetterbeobachtungen durchgeführt und aufgezeichnet, allerdings nur, wenn seine Herberge für Gäste geöffnet war. Ab 1870, als der Berggasthof ganzjährig geöffnet wurde, wollte das "Königlich Preußische Meteorologische Institut" für ständige Wetterbeobachtungen sorgen. So wurde der damalige Gastwirt Emil Pohl von 1880 bis 1900 zum nebenberuflichen Wetterbeobachter.

Im Jahre 1898 wurde nach langer Planungszeit beschlossen, neben der ehrwürdigen Laurentiuskapelle aus dem Jahre 1681 eine richtige

Wetterwarte zu errichten. So wurden im Winter 1898/99 unten im Tal, im Dorf Schmiedeberg, die hölzernen Bauteile für die neue, vom preußischen Baurat Grosser entworfene, Wetterstation vorbereitet. Die massiven Holzbalken wurden mit Schlitten in einer anstrengenden Bergfahrt zur Riesenbaude transportiert, die 200 m unterhalb des Gipfels lag. *(Die Riesenbaude war 1847 errichtet worden und wurde 1982 abgerissen.)*

Erst im Juni 1899 begannen die eigentlichen Arbeiten auf dem Gipfel, aber nun unter der Leitung des Baurats Jungfer und des Poliers Feldkamp. Weiteres Baumaterial wurde von Trägern aus Ober-Krummhübel herangeschafft. Der magere Lohn für die Träger betrug, je nach Last, nur 5 bis 6 Pfennig pro Kilo! Für den Schornstein und die Kellerwände wurden etwa 10.000 Ziegelsteine benötigt. Auch diese mussten mühsam hochgetragen werden. Für die Fundamente wurden Bruchsteine von den Hängen der Schneekoppe verwendet, wo sie in großer Anzahl zu finden waren.

Mehr als 20 Handwerker, Maurer, Zimmerleute, Maler und Techniker errichteten nun das Gebäude. Die Höhe des neuen Observatoriums betrug 14 m und der erste Stock hatte eine Nutzfläche von 50 Quadratmetern. Die Wände des Gebäudes wurden mit 18 cm dicken Holzbalken als Binder hergestellt und anschließend mit Korkziegeln ausgekleidet. Die Innenwände wurden verputzt und tapeziert. Außen wurde eine Holzverschalung angebracht und mit Dachpappe und Schindeln wetterfest gemacht.

Am Ende beliefen sich die Kosten für das gesamte Bauvorhaben auf 45.000 Mark. Das war für die damalige Zeit sehr viel Geld. Der Wert dieses Betrages dürfte heute in Euro mehr als das 10-fache betragen. Im Juni 1900 war das "Königlich Preussische Meteorologische Observatorium" nach einjähriger Bauzeit fertig. Das markante Gebäude mit einem

Beobachtungsturm, gesichert mit Stahlseilen, und einem Anbau mit einer Wohnung, nahm seinen ganzjährigen Betrieb auf. Doch das Leben auf der Koppe war hart und beschwerlich. Alle Lebensmittel und Dinge des täglichen Bedarfs mussten aus den Dörfern unten im Tal heraufgetragen werden. Da es anfangs kein fließendes Wasser gab, musste auch das Trinkwasser zum Observatorium hinaufgetragen werden. Im Winter war es oft unmöglich, Vorräte auf den Gipfel zu bringen. Daher war immer eine vorausschauende Bevorratung notwendig.

Der erste hauptamtliche Meteorologe auf der Koppe (von Herbst 1901 bis Sommer 1933) war Ludwig Schwarz, der mit seiner Frau und später mit sieben Kindern die Wohnräume der Sternwarte bewohnte. Es war sehr beengt für die große Familie! Die Arbeitsräume befanden sich oben im Turm und oben auf dem Dach war eine Beobachtungsplattform mit einem Rundgang und zahlreichen meteorologischen Instrumenten.



Die preußische Warte 1940 Die preußische Wetterwarte 1910

Von Oktober 1943 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges war Kurt Glaß der letzte deutsche Meteorologe auf der Schneekoppe. Er blieb bis Mai 1945 im Dienst, zusammen mit einer Gruppe polnischer Soldaten, die dort zum Wachdienst eingeteilt waren. Unter großem persönlichen Risiko hatte er die von der Wehrmacht angeordnete Sprengung des meteorologischen Observatoriums verhindert. Wie alle anderen Deutschen wurden auch Kurt Glaß und seine Frau aus Schlesien vertrieben. So kam die Wetterstation im Juli 1945 in polnischen Besitz.

Heute setzt ein Team von Meteorologen die Tradition der Wetterbeobachtung auf der Schneekoppe fort, wie viele Generationen vor ihnen. Dieses Vermächtnis, oft unter extrem schwierigen Wetterbedingungen erreicht, ist ihnen Verpflichtung und Ehre. Nun werden sie durch moderne Technologien der Wetteraufzeichnung und Wetterbeobachtung unterstützt. Aber im Mittelpunkt steht immer noch ihre menschliche Leistung.

aus: Schlesische Nachrichten Nr. 10.2021



Hengersdorf Kreis Namslau, 20 März 1921

Der Schlafende Löwe in Bad Carlsruhe



Foto: K.S.

Der Schlafende Löwe ist eine lebensgroße Plastik, die in Eisen- und Bronzeguss ausgeführt wurde, erstmals durch die Königlich Preußische Eisengießerei in Berlin.

Er wurde von Christian Daniel Rauch konzipiert und in seinem Atelier von dem Bildhauer Theodor Kalide nach dessen eigenem Entwurf modelliert. Daher werden für die Eisen- und Bronzeplastiken beide Künstlernamen genannt, primär zumeist der des Werkstattinhabers.

Die Skulptur des Schlafenden Löwen in Bad Karlsruhe wurde 1859 aufgestellt.

aus: Schlesische Nachrichten Nr. 10.2021

Mittelalterlicher Jahrmarkt (um 1550)

von Artur H. Knoblich

Zweimal im Jahre, Jakobi und Bartholomäus, durfte Namslau neben den Wochenmärkten einen Jahrmarkt abhalten. Es waren große Festtage für die Stadt und die ganze Gegend. Da kam schon Tage vorher das fahrende Volk aus dem Reich und den fremden Ländern, da reisten die Handwerker aus kleinen und großen Städten herbei und Kaufleute ans Breslau, Prag und Krakau, aus Nürnberg und Moskau, mit hochbepackten Planwagen, zu Fuß und zu Ross. Da füllten sich die Schenken in den Vorstädten und die Herbergen in der Stadt. An den Toren hatten die Brücken- und Zollwächter zu tun, um die vielen Fremden abzufertigen und das Einlassgeld einzusammeln.

Auf dem weiten Ring und in allen Straßen und Gassen, an der Pfarrkirche und am Kloster begann ein Hämmern und Sägen, ein Rollen und Schlagen. Hunderte von Jahrmarktsbuden wurden aufgestellt und mit tausend Dingen des Lebens angefüllt. Auch

alle ehrsamten Handwerker und Kaufleute der Stadt zeigten ihre Waren. Aber an diesen Jahrmärkten hatten sie auch die Konkurrenz der fremden Händler zu bestehen.

Dann brach der große Tag an. Es war ein Feiertag für alle. Aus allen Himmelsrichtungen strömte das Volk herbei, hoch und niedrig, reich und arm. Da gab es Kostbarkeiten aus Wien und Nürnberg, aus Venetien und Frankreich, aus den Ländern des Nordens und des Südens. Dazwischen gab es Gaukler und Seiltänzer, Degenschlucker und Feuerfresser, Straßensänger und Spielleute. Quacksalber priesen ihre Mixturen und Salben, ihre Zaubertränklein und geheimnisvollen Tinkturen an. Tiere aus fernen Ländern wurden gezeigt, und Buchhändlerverkauften ihre neuesten Druck- und Holzschnitte, ihre Spottverse und Lieder. Ein farbenbuntes und farbenprächtiges Bild ergab die lärmende Innenstadt. Ritter mit ihren Harnischen und Schwertern leuchteten aus der wühlenden Menge. Bürger und Bürgerfrauen erschienen in seidnen Kleidern und pelzverbrämten Mänteln und Überwürfen. Sogar Schnabelschuhe waren zu sehen, und die dunklen Kutten der Mönche und Nonnen schoben sich neben schreiendbunte Gewänder fremder Menschen. Reiherfedern und kostbare Pelze trugen die Adligen umliegender Wasserburgen und Schlösser. Söldner mit Spießern und Eisenhüten sollten mit den Zirkeln der Stadt für Ordnung sorgen. Um die Herbergen drängten sich die Knechte und Fuhrleute, die Diener und Mägde. Und an den Kirchen saßen die Bettelleute und Krüppel und betende und singende alte Frauen. Jan, an solchen Tagen ging es hoch her in der Stadt, da war die große, weite, lockende Welt in die engen Mauern Namslaus eingekehrt und erregte die

Menschen und machte sie laut und lustig, oder traurig und trotzig, glücklich oder unglücklich.

aus: Namslau – eine Deutsche Stadt im Osten (1941)

Die schlesischen Talsperren von Prof. Dr. R. Winde

Schlesien besaß vor allem am Saum seiner Gebirge Anziehungspunkte besonderer Art: seine Talsperren. Glitzernde Seen hinter mächtigen Staumauern oder langen Dämmen brachten hier neue, überraschende Züge in die Landschaft und lockten an Sonntagen Scharen von Ausflüglern zu frohem Wandern und vielseitigem Wassersport.

Mit diesen Talsperren hatte das deutsche Ostland ein beachtliches Kulturwerk geschaffen: von 155 Stauanlagen im Reichsgebiet von 1937 entfielen allein 25, also reichlich 16 % auf Schlesien!

Die 9 größten schlesischen Stauanlagen

<i>Bauzeit</i>	<i>Name</i>	<i>Fluss</i>	<i>Bauart</i>	<i>Inhalt der Sperre Mill. cbm</i>	<i>Zweck</i>
1901/07	Marklissa	Queis	Mauer	15,0	H+K
1902/12	Mauer	Bober	Mauer	50,0	H+K
1906/09	Zacken	Zacken	Erddamm	5,7	H+K
1911/15	Breitenhain	Weistritz	Mauer	8,0	H+K
1919/24	Goldentraum	Queis	Mauer	11,0	H+K
1926/33	Ottmachau	Gla.Neisse	Erddamm	143,0	Sch+H+K
1933/36	Turawa	Malapane	Erddamm	90,0	Sch+H+K
	<i>begonnen, aber bis 1945 nicht mehr fertiggestellt</i>				
	Sersno I	Drama	Erddamm	11,9	Sch
	Sersno II	Klodnitz	Erddamm	35,7	Sch

(Zweck: H = Hochwasserschutz, K = für Kraftgewinnung, Sch = Schifffahrt)

Wie die meisten Stauwerke der Erde waren sie sogenannte „Mehrzweckanlagen“, erwachsen aus der

Dynamik der Landschaft. Die starken Schneeschmelzen in den Bergen, von allem die gefürchteten Dauerregen der sommerlichen „Vb-Wetterlagen“ forderten bei der Stauwirkung und dem steilen Nordabfall der Bergzüge einen umfangreichen Hochwasserschutz. Die verheerenden Fluten vom Juli 1897, deren Schaden im Bober- und Queisgebiet auf 10 Millionen Mark geschätzt wurde, veranlassten das „Schlesische Hochwasserschutzgesetz“ von 1900. Damals bereits begann die Provinz Schlesien planmäßig jene mühevollen kostspieligen Arbeiten, die drohendes Unheil in Segen verwandelten. Da wurden im Hochgebirge die Wildbäche gezähmt, in breiteren Gebirgstälern Stauweiher zum ersten Auffange der Wassermassen angelegt, vor allem aber in den Vorbergen die langentiefen Rinnen und Schluchten durch hohe Mauern abgeriegelt und dadurch die Stoßkraft von Bober, Queis, Weistritz und Glatzer Neisse gebrochen. Damit war das Riesengebirge nach menschlichem Ermessen vollständig, das übrige Schlesien wirksam vor Überschwemmungen geschützt.

Das zurückgehaltene „Schadenwasser“ aber musste nunmehr als „Nutzwasser“ für die Stromgewinnung arbeiten. Kraftwerke am Fuße der Sperrmauern mit Turbinen und Generatoren ließen mit ihrem geheimnisvollen Summen ahnen, welche Energien hier durch die „weise Kohle“ erzeugt wurden. Nach allen Richtungen zogen Hochspannungs-Freileitungen über Land. Allein Mauer und Marklissa versorgten bereits im Jahre 1925 17 Städte und 390 Dörfer, also fast 400 000 Einwohner mit Licht und Kraft. Die beiden Talsperren Boberröhrsdorf und Boberbullersdorf dienten sogar in erster Linie der Stromgewinnung. Im Jahre 1939 erzeugte Schlesien 217 Millionen kWh,

also 18,4 % seines Stromverbrauchs, durch Wasserkraft.

Für den dritten Zweck waren die jüngsten Stauwerke geschaffen worden, sie lieferten der Oder Zuschusswasser. Als erste Anlage dieser Art speicherte das Staubecken von Ottmachau bei Neisse den weitaus größten Teil (100 cbm) für die im Frühsommer wasserarme Oder auf und gab ihn bei Bedarf in Form genau berechneter, rechtzeitig angekündigter Flutstöße ab. Dieses Verfahren hatte sich so bewährt, dass anschließend in der Lalapane bei Turawa ein zweites solches Becken fertiggestellt wurde, während ein drittes und viertes unweit Gleiwitz auch den oberschlesischen Industriekanal zugutekommen sollte. Bei vollem Betrieb wäre dadurch die Oder ein Großschiffahrtsweg mit unmittelbarer Fortsetzung bis in das Industriegebiet geworden.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1957 von Dr. Karl Hausdorff

Jagdparadies Schlesien von Alfons Hayduk

„Von Wäldern starrend“ wurde das alte Schlesien in einer der frühesten Quellenschriften genannt. Und weit über die mittelalterliche Rodezeit hinaus sind die schlesischen Forsten ein vielgerühmtes Jagdparadies geblieben. Noch zuletzt lag Schlesiens Anteil an Wald über dem Durchschnitt des Deutschen Reiches. Es war eine Fläche von mehr als einer Million Hektar. Was Wunder, dass in Schlesiens Jagdgründen, in den herrlichen Wäldern längs der Oder und der Sudeten wie in Oberschlesiens Hügelland, auch Mythen, Mären

und Sagen zuhause waren, deren Wurzel weit zurückreicht in versunkene heidnische Zeit.

Daran wohl wurde der Spaziergänger erinnert, der das geheimnisvolle Dunkel des alten Scheitniger Parkes in Breslau betrat und sich unversehens einer Gruppe der altitalischen Göttin Diana mit ihren Hunden gegenüber sah. Vor dem tiefgrünen Busch- und Baumwerk, das urwaldartig den Hintergrund abschließt steht auf lichtem Felsblock, bereit, den gezückten Speer zu schleudern, die kraftvolle Herrin der Jagd, die bei den Alten gleichzeitig eine Göttin des Lichts, der Natur, der Bäche und Quellen, der Wälder und Berge gewesen ist. Ihre beiden Hunde, links und rechts von ihr in Geduckter, angriffslustiger Stellung, aber leiten die Gedanken des Betrachters aus den südlichen Gefilden der Diana vielleicht weiter zur kläffenden Meute des Jagdherrn aus nordischen Gefilden, des Wilden Jägers, des großen Wode, der als Nachtjäger noch lange durch die Sagenwälder Schlesiens geisterte. Gewiss hat der Bildhauer Seeger, der Schöpfer der Dianagruppe, einige der schlesischen Sagen vom Nachtjäger und seinen Hunden gekannt und sie mit der antiken Göttin verbunden, zu der sonst keine Hunde gehörten, sondern das Rind oder die Hirschkuh.

Zu den Gegenden unserer Heimat, wo noch vom Nachtjäger und seinen Hunden die Rede ging, gehörte Das Gebiet und den Landeshuter Kamm, der das Riesengebirge und den Hirschberger Kessel nach Osten zu abriegelt. Eine Anzahl kleiner Hunde durchstreifte mit ihrem Herrn die einsamen Hochwälder auf Liebau zu.

„Piff paff! Piff paff!“ so kläfften diese Jagdbegleiter durch das Gehölz, und es gab genug Leute, die ihnen

begegnet waren und behaupteten, diese Hunde hätten überhaupt keine Köpfe gehabt. Andere Wanderer wieder erzählten, sie hätten mit Seinen nach diesen piff-paffenden Ködern geworfen, da wäre auf einmal der ganze Spuk vorbei gewesen und weit und breit hätte man von der Hundemeute nichts mehr entdecken können, auch kein „piff paff“ mehr gehört.

Der Freund war wenig erbaut, zu nachtschlafender Zeit herausgeklopft zu werden und aus den warmen Federn zu müssen. „Was hast du denn?“ fragte er barsch. „Greif nur in meine Tasche!“ erwiderte der Heimkehrer voller Freude. Das tat der andere, sagte aber gleich unwirsch: „Was soll ich mit dem Moos?“ Denn wirklich, in der Tasche war nichts als zwei Stückchen Moos.

Voll Verlegenheit stammelte der Nachwanderer eine Entschuldigung. Er erzählte nichts von seinem Abenteuer im Hermsdorfer Walde, denn ihm war es plötzlich ganz unheimlich zumute. Er wartete auf den nächsten Abend und wanderte wieder in jene Gegend, wo er dem Nachtjäger mit den Hunden begegnet war. „Piff paff! Piff paff!“ Da waren sie auch schon wieder in der Nähe und kläfften aus Leibeskräften. Schnell griff der Mann in seine Tasche, holte die beiden Moosstückchen heraus und setzte sie vorsichtig, als wären es lebende Wesen, auf die Erde nieder, wobei er freundlich „piff paff, piff paff!“ sagte. Sieh da! Die Moosstückchen wurden auf einmal wieder lebende Hunde. Sie sprangen hoch, kläfften fröhlich ihr piff-paff und waren plötzlich mit der Meute des Nachtjägers im Hochwald verschwunden.

Und wer es nicht glauben mag, dem steht es frei, sie zur Mitternacht im Forst am Landeshuter Kamm zwischen Schmiedeberg und Liebau zu suchen.

Irgendwo werden sie schon zu finden sein; denn Schlesien ist ein Jagdparadies wie eh und je. Und der germanische Nachtjäger ist dort zuhaus wie Diana, die Göttin des Lichts, der Quellen und Bäche, der Wälder und Berge.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1957 von Dr. Karl Hausdorff

Unsere schlesischen Mundarten von Prof. Dr. Wilhelm Menzel

Es ist gut und notwendig, sich immer wieder mit jenem urtümlichen Stück der Heimat zu beschäftigen, das *Mundart* heißt. Was sie wirklich wert ist, das hat erst die große Not offenbar gemacht, die durch die gewaltsame Austreibung aus unserem lieben Schlesien über uns gekommen ist. Diese Not hat die Sprache von daheim als *unverlierbare Heimat* erleben lassen, als ein kostbares Erbe von Vater und Mutter, Großvätern und Großmüttern. Für uns heißt es jetzt nur, dieses Erbe fleißig und liebevoll zu pflegen, dass es Kinder und Enkel erwerben und als wichtiges Unterpfand besitzen für die Heimat, in der jetzt der Fremde sitzt.

Wenn wir von schlesischer Mundart sprechen, meinen wir in der Regel das Gebirgsschlesische. Es reicht vom Isergebirge über das Riesengebirge, Waldenburger Bergland, die Glatzer Gebirge bis in den Altvater, zieht sich in einem breiten Gürtel vor den Bergen bis fast an die Oder und schneidet jenseits der Berge im Deutschböhmisches mit der deutsch-tschechischen Sprachgrenze ab.

Mit „A“ *reeda se einm Gebarje, assa, trinka und schloofa*, das sind die Hauptwörter, sagt man *gespaßigerweise*. Wo ein „A“ anzubringen ist, wird es auch angebracht. Überall als Endung bei den Zeitwörtern steht es: *lacha, flenna, tanza, renna*; ebenso bei den Dingwörtern, die auf „en“ enden: *die Menscha, die Kerscha, die Tauba*. In den freundlichen Anreden steht dementsprechend ein „-la“; also *mei Voaterla, mei Mutterla, mei Grußmutterla* und – was freilich seltener vorkommt – *mei Schwiegermutterla. Mei Herzepinkla, mei Læusla, mei Mäusla* – so kost die schlesische Mutter ihr *Kindla*, ganz gleich, ob das *a Richla, a Bertla, a Hedla* oder *gar a Hugokerla* ist. Wenn sonst nirgends, so wird hier spürbar, dass die schlesische Mundart, wie im Grunde alle Mundarten, eine Herzenssprache ist. Oder klingt das nicht herzlich, wenn *su a junger Pursche ieber sei Madla* spricht: „*Annla, reck amol die Guschla rim, ich weil dir a Guschla gahn!*“ Das „A“ erscheint auch sonst noch als bestimmter und unbestimmter Artikel: „Er kommt gleich“ heißt „*A kimmt glei*“; „dort kommt ein Mann“: „*durt kimmt a Moan*“. Auch als Fürwort im Akkusativ: „Ich habe ihn gesehen“: „*Iech hoa a gesahn*“. Wenn man einem, der uns nach der schlesischen Mundart fragt, richtig antworten will, dass er einen richtigen Begriff vom Schlesischen kriegt, dann sagt man am besten: „*Aala Naala haala nä, neua Naala haala a nä*“. Darüber hat allerdings mancher Breslauer einen Dolmetscher gebraucht, der ihm ins Hochdeutsche übertrug: „Alte Nägel halten nicht, neue Nägel halten auch nicht.“

Im übrigen ist die schlesische Mundart aber leicht zu verstehen; denn sie ist – im Gegensatz zum Plattdeutschen – ein hochdeutscher Dialekt. Die einzige besondere Schwierigkeit liegt nur bei jenen Ausdrücken, die es nur im Schlesischen gibt. Es sind

dies die sog. Idiome, die man in allen Mundarten antrifft. Bei uns ist z.B. das Wort *ock*: *Satt ock* = seht nur, *kummz ock* = kommt nur, *oder Kratschn* = Kretscham, Dorfgasthaus; *Seeger* = die Wanduhr mit den Gewichten, die sich „seigen“ (=senken), *Nupper* = Nachbar, *Ritschla* = Fussbank, *Biehma* = Zehnpfennigstück, *Sechser* = Fünfpfennigstück, eine lange Liste würde es werden. Dabei sprechen wir – das ist bei den wenigen Proben bereits deutlich geworden – die runden Laute alle breit: Wir *giehn ei de Miehle*, der *Kinstler* tritt uff de *Biehne*. Das „R“ verschlucken wir bei allen Zahnlauten: Wir sprechen *munne* (= morgen), *dutte* (= dort); wir essen *ganne a Stickel gute Totte einm Gattn* (= gern ein Stück gute Torte im Garten). Dafür sind wir aber im allgemeinen nicht gerade „maulfaul“, wir reden gern. Bei manchem ist das so ausgeprägt, dass er kein Ende findet, *a mahrt halt druuf luus*, bis ihm einer erklärt: „*Loaber nich, jitz räd iech.*“ Man sagt von uns Schlesiern, wir hätten die „barocke Sprachgebärde“. „*Nu, ferr mir, ich gleebs ganz gerne.*“

Mit dem Gebirgsschlesischen verwandt ist das *Gleetzische*, die *Glatzer Mundart*. Sie ist eine der vielen Abarten des Gebirgsschlesischen. In ihr zeigt sich eine besondere Neigung zur Breite. So schlimm wie in Herzogswaldau bei Grottkau ist es freilich nicht. Dort *träbn se de Schwäne mit derr Pätsche uff a Täch*, aber so ähnlich geht's bei den Grafschaftern auch: Die *assa Fläsch (auch Flaisch)*, *schitteln de Bäume (auch Boime)* und fahren *mit am Wänla (auch Waanla)* in die Stadt. Die „i“ und „u“ hellen sie zu „e“ und „o“ auf. Sie haben *Kendla derrhääme*, *Mädla (Maidla) on Jonga*. Wenn da ein Fremder durchs Dorf kam, *machta die viellechte Aacha* – und wenn ein junger Bursche so weit war, dass er sei *Schotzla* nehmen wollte, da schenkte er ihr *a Rengla vo Golde* und wünschte von ihr dazu: „*Hill du doas Rengla fäste as wie derr Baam de Äste!*“

Im Westen Schlesiens, in Ostsachsen und Nordböhmen spricht man eine andere, dem Gebirgsschlesischen verwandte Mundart: das *Oberlausitzische*. Im Osten bildet der Queis die Grenze. Es ist das Gebiet der alten „Sechsstädte“: Lauban, Görlitz, Löbau, Bautzen Zittau, weiter das Land um Reichenberg, Friedland. Dieser Dialekt klingt ähnlich wie das Gebirgsschlesische, doch fehlt das gewichtige „A“, auch spricht der Oberlausitzer schneller und etwas „abgehackt“. Die *assn, trinken, schloofm, die soin, froin und honn a Woin*. Aber das ist noch nicht die Hauptsache. Es ist vielmehr die besondere Aussprache. Die *Äberlausitzer rädñ asu, als wenn se a Kließl eim Maule hättn*. Das „R“ und „L“ sprechen sie sehr gaumig, ähnlich wie es im Englischen und Polnischen klingt. Man sagt, sie „rollern“ – und in manchen Gegenden der Oberlausitz bringen sie das Rollern meisterhaft, deswegen heißt“s: *Doas sein de Äberlausitzer Edelroller*. Um Görlitz und Zittau herum trifft man sie, und man merkt es ihnen an, dass es „Edelroller“ sind, selbst wenn sie sich noch so sehr bemühen, hochdeutsch zu reden. Das „Rollern“ lässt sich nicht verleugnen, das ist eben Natur. Das lässt sich auch kaum erlernen. Da hat sich doch einer mal tagelang gemüht, das „Äberlausitzische“ an folgenden zwei Übungssätzen wegzukriegen:

*Ei Rupperschdorf doo rissn de Riepl Rießler-Reinhulds
Runkelriehm raus und ei Reinsch-Richards rutn
Rampler-Rusn-Rankn ruppen de Raijkl o noo drorim!*

So für das richtige „R“ – und nun noch für das richtige „L“: *Lucke-Lobl, Lurenz-Läberächt und Liebersch-Lui ei
Leckerschdorf giehn ei leisn Laderlotschn und lussn'ch
lang schunt lange Loodn wachsn!*

Doch müssen wir nun einen großen Sprung ins nördliche Schlesien tun, dorthin, wo sie das

Neiderländische reden, wo's *reiber und neiber geht eiber de Auder*, wo man sich gegenseitig fragt: „*Geihste meit eiber de Auder? Dreiben is Mausick, seiben Steikel an Beihm, dos geht emol schein!*“ (Gehst du mit über die Oder? Drüben ist Musik, sieben Stück ein Böhm, das geht einmal Schön). Das ist die Gegend um Grünberg, Glogau, Steinau, Wohlau, Trebnitz, Trachtenberg, Militsch. In ihrer Heimatsprache wird das „i“ und das „e“ des Hochdeutschen meist zu „ei“, das „o“ und „u“ meist zu „au“. Deswegen haben sie dort eine *gaude Staube, assn se anne Schneite, fährt de Brut ei de Kärche und leit is Braut uff Tesche* – „rollern“ tun sie auch noch dazu. Wenn ein Gebirgler ins Neiderländische kam, und sie merkten dort, dass er so mit „a“ *reeda toat*, neckten sie ihn gleich: „*Ach, du kimmst wull voo durt uba runder, wu die gruße Pilza wachsa mit da langa Stiela?*“ Na, der war nicht faul und gab es ihnen zurück und *toat se fuppa* mit ihrem „au“: „*Dau, wos hauts dazu? Mauh – Und dau? Au Mauh! Nu dau dau, lauter Mauh Mauh!*“

aus: Schlesischer Heimatkalender 1959 von Dr. Karl Hausdorff

Die Namslauer Stadtbefestigung

Im Heeresarchiv in Wien wurde bis in unsere Zeit ein Festungsplan aufbewahrt, der etwa zwischen 1740 und 1750 angefertigt worden ist. Dieser alte Stich in der Größe von 34 mal 40 cm, von dem einige Kopien noch vorhanden sind, zeigt die Festungsanlagen unserer Heimatstadt Namslau.

Der Bau dieser Festung wurde in der Mitte des 14. Jahrhunderts von Kaiser Karl IV. begonnen. Nach

seinem Plan wurden die wesentlichsten Teile der inneren Festungsmauern innerhalb eines Jahrhunderts fertiggestellt. Aber erst um 1700 hat das damals modernste Befestigungswerk seine uns heute bekannte Gestalt erhalten.

Ein starker Wille zur Selbsterhaltung spricht aus dem wuchtigen Krakauer Torturm und den starken Mauern der Stadt, die Ruhe und Sicherheit gaben. Sie sind die Zeugen des entschlossenen Willens Kaiser Karl IV., eines weitschauenden kraftvollen Herrschers, der aus Verantwortung für sein Reich zielbewusst handelte. Neben der virtuoson Kunst des Regierens verfügte er über die Fähigkeit, die Nöte und Bedürfnisse seines Volkes richtig zu erkennen und sofort zu helfen. Diese Fähigkeit kam auch den Namslauern zugute.

Die unordentliche Regierung und der verschwenderische Lebenswandel hatte den schlesischen Herzog stark verschuldet. Er verpfändete deshalb das Gebiet von Namslau, Pitschen, Konstadt und Kreuzburg an den Polenkönig Kasimir III. Da die Schuldenlast zu groß war, als dass sie von dem Herzog hätte jemals getilgt werden können, wären diese Gebiete am Fälligkeitstage zu Polen gefallen. Mit raschem Blick die gefährdete Lage der verpfändeten Gebiete überschauend, löste Karl IV. im Jahre 1348 die Stadt Namslau ein und gliederte sie dem Fürstentum Breslau an, das damals schon zu Böhmen gehörte.

Am 22.11.1348 traf Kaiser Karl mit dem Polenkönig Kasimir in Namslau zusammen. Beide schlossen ein Schutz- und Trutzbündnis, dessen Einzelheiten sich nicht nur auf Namslau, sondern auch auf das Gebiet des Deutschen Ritterordens und auf die Mark Brandenburg bezogen. Schon dieser Vertrag zeigte die

Schicksalsverbundenheit Schlesiens und Ostpreußens, die bis in die jüngste Geschichte hinein bei allen Auseinandersetzungen mit dem östlichen Nachbarn erkennbar geblieben ist.

Kaiser Karl kannte seine östlichen Nachbarn zu gut, um nicht zu wissen, dass der in dem Vertrag von Namslau erreichte gütliche Ausgleich nicht von langer Dauer sein würde. Er sicherte daher die Ostgrenze seines Reiches durch einen Festungsgürtel, in den neben Namslau auch die Städte Militsch, Pitschen und Landsberg einbezogen wurden.

Am 23. Mai 1350 legte Kaiser Karl IV. den Grundstein zum Bau der Festungsmauer um die Stadt Namslau. Die Chronik der Stadt berichtet hierzu:

„Anno 1350, den 23. May ist die Stadt Mauer angefangen worden zu bauen man saget, als Carolus der 4te den ersten Grundstein darzu geleet, habe er auf einem großen Stein gestanden, welche nachmals zu einem Gedächtnis und Wahrzeichen soll bey dem Krackauschen Thore eingemauert worden sein, dass ist geschehen unter dem Bürgermeister Stephan Kühn genannt.“

Nach damaliger Befestigungskunst zog man rings um die Stadt Gräben, die mit dem Wasser der Weide gefüllt, Namslau zunächst wie eine Wasserburg schützten. Die jetzt aufgeschüttete Verbindungsstraße zwischen dem Landratsamt und dem Finanzamt, der sogenannte Jungfernstieg, führt über den zur Errichtung des Ostwalls ausgehobenen Graben.

Die uns allen gut bekannte Mulde entlang der Promenade vermittelt uns noch eine schwache Vorstellung von der Arbeitsleistung unserer Vorfahren.

Ohne die uns im Zeitalter der Maschinen selbstverständlichen Bagger musste jeder Arm eingesetzt werden. Die Bauern aus den umliegenden Dörfern wurden herbeigeholt, der Wallgraben abgesteckt, Erde ausgeworfen frische Arbeitskräfte lösten die Ermüdeten ab und bis spät in die Nacht hinein dröhnte der Arbeitslärm.

Doch mit dem Wassergraben allein war der weit vorausschauende Landesherr noch nicht zufrieden. Auf den Feldern vor der Stadt wurde Lehm geschachtet. Vier Ziegelscheunen wurden errichtet, in denen Tag für Tag Ziegeln gestrichen und gebrannt wurden. Die Bauern mussten mit Karren und Wagen die fertigen Ziegelsteine zu den Bauleuten schaffen, unter deren Händen, wuchtig und schwer, eine für damalige Verhältnisse gewaltige Stadtmauer emporwuchs.

Die Mauer, die an die Stelle eines vorher errichteten Palisadenzaunes trat, bestand aus einem Fundament aus Feldsteinen, über dem sich zunächst ein sechs Meter hohes massives Mauerwerk erhob, auf welches zwei Meter hohe Zinnen gesetzt wurden. Hinter dieser insgesamt acht Meter hohen Festungsmauer standen die Häuser der Stadt bis zu ihren Dächern und Türmen geschützt.

Während die Stadtmauer auf der Ostseite eine Stärke von 2,20 Metern erhielt, wurde die Süd- und Nordmauer mit einem Durchmesser von 1,70 Metern aufgeführt. Noch mächtiger als die Mauern wuchsen die beiden Türme der Ausfalltore nach Osten und nach Westen empor. Besonders stark wurde der Turm an der Ausfallstraße nach Krakau errichtet. Er besaß zunächst eine Höhe von 15 Metern. Seine heutige uns allen als Wahrzeichen der Stadt bekannte Gestalt

erhielt er jedoch erst um 1400, als das Krakauer Tor vorverlegt und der Turm auf 30 Meter erhöht wurde.

Elf Jahre nach Beginn der Arbeiten an der Befestigungsmauer legte Kaiser Karl im Jahre 1360 den Grundstein für die Erneuerung der Burg, die nunmehr aus Ziegelsteinen errichtet wurde. Außerdem wurde das neben der Burg gelegene Kloster mit mächtigen Gewölben in das Festungswerk einbezogen. 1374 wurde dann vor dem an der Burg gelegenen westlichen Ausfalltor ein Damm aufgeschüttet, der das Wasser der Weide anstaute. In diesem Jahre war Kaiser Karl IV. mit seiner Gemahlin das letzte Mal in Namslau. Der Chronist berichtet hierüber:

„Desgleichen ist der Kaiser Carolus, unser allergnädigster Herr, mit der allerdurchlauchtigsten Seiner Ehelichen Gemahl der Kaiserin und mit Herrn Thinn von Golditz zu Breslau und allhir zu Namslau gewest.“

Während seiner Anwesenheit entwarf der Kaiser den Plan zur Schüttung des Kaiserdammes, der noch heute bestehenden Verbindung zwischen der Burg und dem Krüppelheim, der als Überbrückung des Weidelaufes die Hauptverkehrsstraße nach Breslau bildet. Über den Bau des Dammes berichtet die Namslauer Stadtchronik:

„1375 ist der Thamm hinter dem Schlosse am Teiche, so lang er ist, auf Befehl des Keysers und seiner Mitgehilfen geschüttet worden, am ersten in dem Jahr, und von Jahr zu Jahr gebeßert, davon in dem und noch künftigen Jahren des Keysers Thamm genannt wird.“

Ebenfalls im Jahre 1374 wurde mit dem Bau des Rathauses begonnen, 1377 folgte dann der Beginn eines Schulneubaues und der Pflasterung der Straßen der Stadt. Namslau begann damit zu einer der modernsten Festungen der damaligen Zeit zu werden. Das gewaltige Werk konnte aus einer besonderen Steuer, die die Bauern des Weichbildes der Stadt aufbringen mussten und von der nur die Pfarrhufen befreit waren, nur zum Teil finanziert werden. Deshalb gab der Kaiser einen jährlichen Zuschuss.

Kaiser Karl IV. hat die Vollendung des von ihm begonnenen Werkes, trotzdem er unermüdlich am Werk war und immer wieder die beschwerliche Reise nach Namslau unternommen hatte, um sich von dem Fortgang der Arbeiten zu überzeugen, nicht mehr erleben können. Er starb im Jahre 1378.

Nach dem Tode arbeiteten die Namslauer an der Vollendung der Stadtmauer rüstig weiter. 1388 wurde das Wassertor, der heutige Durchgang zum Weideschlüssel, errichtet und 1415 die Mauern an der Südseite, der heutigen Promenade an der Post und am Bahnhof, sowie an der Nordseite längs der Weide ausgeführt. Als 1428 die Hussiten in Schlesien einfielen, wurde in aller Eile der bereits genannte Graben vor dem Krakauischen Tor „von Bauern, Weibern, Kindern an Werktagen und heiligen Tagen geworfen“. Noch im gleichen Jahre musste sich die Festung Namslau bei der Belagerung durch die Hussiten bewähren.

Die Hussitengefahr wuchs noch einmal zu einer gefährlichen Sturmflut, als sich Namslau im Bündnis mit Breslau gegen den tschechischen König Georg Podiebad auflehnte und ihm die Huldigung versagte. Zur Abwehr des im August 1466 gegen Namslau von

Oppeln her vorrückenden Heeres des Königs schlossen die Namslauer die letzte Lücke der Festung, die nach Norden hin bestand.

Dort lag das „Haidlein“ genannte Gebiet zwischen dem Wassertor und dem Stadtpark, das durch die teichartigen Ausuferungen der Weidearme schon von Natur aus geschützt war. Nunmehr wurde dieser natürliche Schutz etwa 117 Jahre nach dem Baubeginn der Stadtmauer durch „die Bastey vor dem Wassertore“ verstärkt. Damit war der Festungswall rings um die Stadt vollendet, der jahrhundertlang, besonders in den Zeiten des Krieges die Stadt und ihre Bewohner vor feindlichen Überfällen sicherte.

Wie wichtig gerade die Vollendung der Festungsmauer nach Norden hin für die Stadt sein sollte, erwies sich, als im Winter 1466/67 der Heerführer von Tobitschau versuchte, mit dem Heer des Königs Podiebad die Stadt über die zugefrorenen Sümpfe und Weidearme von Norden her anzugreifen.

Als im Laufe des 15. Jahrhunderts die bisherigen Armbrustwaffen allmählich durch Handfeuerwaffen ersetzt und zur Kriegsführung immer mehr Geschütze verwendet wurden, musste die Namslauer Befestigung der neuen Kriegstechnik angepasst werden. Zunächst wurden die Gräben um die Stadt verbreitert und die Erdwälle erhöht. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts baute man dann die sogenannte Zwingermauer. Es hatte sich nämlich gezeigt, dass die damals bestehende erst Stadtmauer gegen die Kugeln der aufkommenden schweren Geschütze zusätzlich geschützt werden musste. Deshalb baute man vor der Stadtmauer zunächst einen Vorwall, der im Süden und im Osten auf seiner Innenseite durch eine Mauer abgestützt wurde. Der Vorwall musste zum Teil in das vor der

Stadtmauer gelegene Sumpfgelände gebaut werden. Das machte besondere Vorrichtungen erforderlich, die dem Wall den nötigen Halt gaben.

Man stellte die Mauer, die den Erdwall abstützen sollte, auf Brückenpfeiler, die durch Rundbogen miteinander verbunden wurden. Einige dieser Rundbogen sind auch heute noch zu sehen, wenn man die Promenade an der Südseite der Stadt von dem Eckturm der Mauer am Landratsamt aus an der Post und dem Bahnhof vorbei entlanggeht. Die starken Aufschüttungen der Promenade sind zum Teil noch der alte Festungswall, der zum Schutz gegen Kanonenkugeln geschüttet wurde. Der Zwischenraum zwischen der ursprünglich ersten Mauer und dem um 1500 errichteten zweiten Festungswall wurde der „Zwinger“ genannt. Die noch erhaltene Mauer zum Abstützen des Festungswalles hieß daher die „Zwingermauer“. Sie war etwas niedriger als die innere insgesamt 8 Meter hohe Stadtmauer, von welcher Teile noch neben dem Krakauer Torturm erhalten sind.

Das Schicksal der Nachbarstadt Pitschen im Jahre 1588 veranlasste die Namslauer, ihre Stadtbefestigung weiter zu verstärken. Im Kampf um die polnische Königskrone zwischen Maximilian von Habsburg und Sigismund von Schweden war es zur Schlacht bei Pitschen gekommen, welche die Habsburger verloren. Die Namslauer Stadtchronik berichtet hierzu:

„Am Morgen des 27. Januar 1588 wurden die Sachen des Königs aus der Kirche in Pitschen ins Lager abgeführt, die Stadt und das Eigentum der Bürger aber den Polacken, Kosaken, Tartaren und Ungarn zur Plünderung preisgegeben. Wie rauschende Wasserströme stürzten sich diese nun in die Stadt hinein; beide Tore und die Pforte waren ihnen zum

Eingang zu enge, und die Zeit zu warten, zu lange, so dass ein großer Teil auch auf Leitern und über die Stadtmauer eindrang, um nur recht schnell zur Beute zu gelangen.

In der kürzesten Zeit waren Gassen, Häuser, Stuben, Kammern, Keller und Stallungen und alle Winkel mit Soldaten angefüllt, die alle Kisten und Kasten zerschlugen, alle Örter durchsuchten und durchgruben. Jeder nahm weg, was er nur erwischen konnte, und ohne Schonung wurden Leute angefallen, durchsucht, ausgeschüttelt und zudem noch verhöhnt. Man drohte, fluchte, schlug unbarmherzig zu, brannte mit Lichtern, setzte an Hals und Brust die gezückten Säbel und band viele mit Stricken zusammen.

Damit die etwa verborgenen Schätze angezeigt wurden, band man die vornehmsten Bürger in ihren eigenen Häusern, schlug und raufte sie, streckte sie auf Leitern aus und marterte sie auf die grauenhafteste Weise. Nachdem nun den armen Leuten alles geraubt war, dass ihnen nicht mehr übrig blieb, als ihr Grund und Boden und ihre Äcker, nahm man ihnen auch diese, indem man sie gebunden mit nach Polen schleppte und so lange gefangen hielt, bis sie von dem Erlös ihres Grund und Bodens durch die zurückgebliebenen Angehörigen losgekauft wurden.

Das haben sie insonderheit ausgeübt an dem damaligen Bürgermeister Martin Waldtzick und dem Stadtschreiber Johann Mantschka, welche, nachdem sie genugsam gemartert und ausgezogen worden, mit ihren Weibern und Kindern hart gebunden nach Polen weggeführt wurden. Die kleinen Kinder vornehmer Leute haben sie mit Händen und Füßen

zusammengebunden, an die Sattelknöpfe wie gebundene Vögel gehängt und von dannen geführt.

Die Ungarn haben auch die Kirche geplündert, die Türen zu den Kirchenschätzen ausgehauen, die Kelche, Patenen, Kessel, Chorröcke, Leuchter, Kannen, kurz alles weggenommen. In der Kirche selbst haben sie auch die Epithapha von den Wänden heruntergeworfen, und was noch unerhörter ist, drei neue Gräber aufgegraben und die Särge herausgehoben, weil sie meinten, man würde unter dem Scheine der Leichen Schätze vergraben haben.

Als nun nichts mehr zu plündern war, haben sie endlich, gegen das ausdrückliche Verbot des Großkanzlers, die arme Stadt in vollen Brand gesteckt und in Asche gelegt. Viele kleine Kinder, welche die hochbetrübten Eltern in solchem Zittern und Zagen vergessen, sind verfallen und im Feuer umgekommen.“

Das Entsetzen, das die Namslauer gepackt haben muss, als sie von dem Schicksal ihrer Nachbarstadt erfuhren, spricht noch heute deutlich aus dem Bericht des Chronisten. Umso verständlicher ist es, dass die Bürger der Stadt danach trachteten, ihre Stadtbefestigung gegen die wiederholten Angriffe aus dem Osten weiter zu verstärken und zu modernisieren. Um 1600 wurden dann die Modernisierungspläne in die Tat umgesetzt. Die neuen Befestigungsbauten wurden damals von dem berühmten Festungsbaumeister Hans Schneider von Lindau nach dem Vorbild der modernen Befestigungen der Stadt Breslau ausgeführt.

Vor die Doppelmauern der Stadt legte man gewaltige Bastionen. So entstanden auf der Ostseite der Stadt drei zum Stadttinnern symmetrisch angelegte

Bastionen, deren mittelste das Krakauer Tor schützte. Diese erhielt den Namen „Johannes“. Die nördlichste der drei Bastionen, die etwa dort lag, wo jetzt die Turnhalle steht, wurde „St. Jacobus“ genannt, während die südliche Bastion am Landratsamt, wo noch heute die hierfür errichteten Aufschüttungen zu sehen sind, die zur Gärtnerei Harnoß abfallen, „St. Carolus“ hieß.

Wie nötig diese neuere Verstärkung war, erwies sich im 30-jährigen Krieg. Bis 1632 konnten die Namslauer die im Land umherstreifenden Heerhaufen der Feinde vor den Mauern der Stadt abweisen. Dann gelang es den Schweden, des Nachts heimlich die Mauern zu übersteigen und in die Stadt einzudringen.

Am 7. Januar 1634 eroberten die Kaiserlichen Truppen die Stadt zurück und schlossen die Schweden in der Burg ein. Während der Belagerung der Burg trieben die Kaiserlichen längs der inneren Stadtmauer Laufgräben gegen die Burg vor. Nach vier Wochen Belagerungszeit mussten sich die Schweden ergeben.

1647 wurde die Stadt zum letzten Male von den Schweden belagert. Die Stadtchronik berichtet jedoch nicht, ob die Namslauer diesen Angriff auf die Festung abschlagen konnten.

Eine letzte Verstärkung erhielten die Festungsmauern von Namslau in der Zeit von 1722 bis 1724. Die Kaiserliche Regierung in Wien unterhielt damals zur Verteidigung Schlesiens gegen den Osten nur noch drei Festungen, nämlich Glogau, Brieg und Namslau. Immer wenn eine Kriegsgefahr drohte, befahl der Kaiser die schleunigste Instandsetzung der Werke und Anlagen.

Da in den turbulenten Zeiten Anfang des 18. Jahrhunderts solche Gefahren sich häuften, wurden derartige kaiserliche Befehle wiederholt auch an die Namslauer gerichtet. Aber zu ihrer Ausführung ist es bis 1722 nicht gekommen. Wohl erschienen Festungsbaumeister und Generalinspektoren mit großartigen Plänen und Vorschlägen. Aber entweder fehlten in dem unentwirrbaren Durcheinander der kaiserlichen Hofkammern und Landesämter die hierfür erforderlichen Geldmittel, oder aber die geplanten Arbeiten wurden aus anderen nicht mehr feststellbaren Gründen nicht durchgeführt.

Auch die erneuten Befestigungsarbeiten dauerten nur von 1722 bis 1724, dann hatte sich die kaiserliche Kasse verausgabt. Immerhin muss Namslau damals eine beachtenswerte Festung gewesen sein. Der schlesische Zeichner und Kupferstecher Friedrich Bernhard Werner hat in seinem Lebenswerk ein Bild der Festung Namslau aus diesen Jahren hinterlassen. Überdies sind die Befestigungswerke aus der Planzeichnung des Wiener Kriegsarchivs, die bereits eingangs erwähnt wurde, zu erkennen. Daraus ist zu ersehen, dass die um 1600 begonnenen mächtigen Bastionen nunmehr rings um die Stadt herumgezogen waren.

Über die bereits erwähnten 3 Ostbastionen St. Jacobus, St. Johannes und St. Carolus hinaus sind im Norden der Stadt am Wassertor die Bastion St. Ignatius und gegenüber der Mühle die Bastion St. Franciscus entstanden. Im Süden der St. lag die Bastion St. Wilhelm. Um die Burg herum war das sogenannte „Hornwerk“ errichtet worden, dessen zwei Spitzen wie zwei Hörner nach Westen zeigten. Diese Bastionen waren durch eine weitere, nunmehr dritte Mauer miteinander verbunden. Vor dieser dritten

Mauer war ein zweiter, sehr breiter Wassergraben ausgehoben. Hinter den Bastionen erhob sich die erwähnte Doppelmauer, nämlich die Zwingmauer und die eigentliche Festungsmauer, zwischen beiden der Zwinger.

Außerhalb der Zwingmauer verlief der alte Festungsgraben, der allerdings damals wohl nicht mehr überall mit Wasser gefüllt war. Auf den beiden inneren Stadtmauern erhoben sich insgesamt 45 Tor- und Verteidigungstürme. So ergibt sich für die Mitte des 18. Jahrhunderts das Bild einer Wasserfestung ersten Ranges.

Im Januar 1741 erlebte die Festung Namslau ihre letzten Kämpfe. Nach dem Einmarsch der Truppen Friedrich des Großen in Schlesien hatte sich die österreichische Besatzung von Namslau, die 314 Mann stark, unter dem Kommando des Obrist-Wachmeisters von Cramer zur Verteidigung der Stadt gegen die Preußen vorbereitet, kapitulierte jedoch am 10. Januar 1741 vor der heranrückenden Übermacht der Preußen.

Als diese in die Stadt einrückten, eröffneten die kaiserlichen Truppen von der Burg aus das Feuer auf die Preußen. Zur Eroberung der Burg holten die Preußen von Neisse „2 Viertelkartauen, 2 Feuermörser und 4 Regimentsstücke, jedes sechs Pfund Eisen schießend“ heran. Am 27. Januar 1741 begann die gegenseitige Kanonade, bei der die kaiserliche Besatzung der Burg über 300 Kanonenkugeln, die preußischen Belagerer über 200 Kanonenkugel verschossen. Dächer und Mauern der Burg wurden zertrümmert. Als schließlich der Rauch und das Feuer der brennenden Burg nicht mehr zu ertragen waren, kapitulierten die Kaiserlichen nach drei Tagen.

Die Burg wurde den Soldaten und den Bürgern der Stadt zur Plünderung preisgegeben. Alle Waffen wurden herausgeschleppt; selbst vor Türen und Fenstern machten die Plünderer nicht Halt und hoben sie aus. Sämtliche Holz- und Eisenteile, die herausgebrochen werden konnten, wurden fortgeschleppt. Die Braupfanne der Schlossbrauerei wurde abgebrochen und für 70 Thaler veräußert.

Nach dieser letzten Belagerung der Namslauer Burg stiftete der preußische König deren Eigentümer, den Deutschen Ordensrittern, eine namhafte Summe zum Wiederaufbau.

1810 wurde die Burg säkularisiert und 1830 an den Landrat von Ohlen und Adlerskron verkauft. Im Jahre 1861 erwarb sie der Rittergutsbesitzer von Garnier auf Eckersdorf und 1895 die Familie Haselbach.

Die Burg von Namslau ist die einzige auf der rechten Oderseite erhalten gebliebene Wehranlage. Aber auch die übrigen Anlagen des Festungswalls sind zu einem großen Teil erhalten geblieben. Das Schicksal Namslaus, Grenzstadt zu sein, hat den schwungvollen Auftakt zu großstädtischer Entwicklung stark gehemmt. Deshalb brauchte auch der enge Panzer der Stadtmauer nicht gesprengt zu werden. Diesem Umstand verdanken wir es, dass die Zeugen des Selbsterhaltungswillens und de Willens zur Abwehr aller fremden Eindringlinge bis in unsere Zeit erhalten blieben.

Immerhin blühte auch Namslau in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf, als es durch den Bau der Eisenbahn verkehrsmäßig an Breslau und an das Oberschlesische Kohlenrevier angeschlossen wurde

und die erste Telegraphenlinie erhielt; das war in den Jahren 1862 und 1868. Namslau wurde größer und sprengte den engen mittelalterlichen Rahmen der Festung. Von vorher 4.000 Einwohnern wuchs die Stadt auf 7.000 Einwohner an.

Es entstanden neue Wohnviertel vor den Festungsanlagen. Um von dort aus den Zugang zur Stadt zu erleichtern, wurden Teile der Befestigung eingeebnet und vor allem die Gräben zugeschüttet.

Der Breslauer Torturm wurde abgerissen und große Teile der inneren Stadtmauer wurden zur Gewinnung von Baumaterial zerstört oder in Neubauten einbezogen. Obwohl dem wachsenden Kapitalismus des vergangenen Jahrhunderts auch andere ehrwürdige Baudenkmäler zum Opfer fielen, besaß Namslau davon bis zum letzten Kriege noch weit mehr als andere vergleichbare Städte.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 23 von Pfingsten 1962

Gräflicher Pferdehandel

Eine seltsame, aber wirkungsvolle Methode des Schelmen Gaschin
von Alfons Hayduk

Auf flinken Gäulen über Land zu tollen, gehörte seit frühester Jugend zur leidenschaftlichen Vorliebe des Grafen Gaschin. Da war ihm kein Ross zu edel und zu teuer. Die wertvollsten Tiere ließ er in England, Ungarn und sonstwo für sich aufkaufen. Die Pferdehändler machten gute Geschäfte.

Aber wehe, einer versuchte den gräflichen Pferdenarren zu betrügen. Da verstand der Gaschin keinen Spaß. Er zahlte wohl ungewöhnliche Preise und pflegte nicht zu handeln, wie es sonst Landesbrauch war, doch wollte er auch stets gut bedient sein. Für den Tod nicht konnte er es ausstehen, als dumm verkauft oder wie ein Nichtskönner übers Ohr gehauen zu werden.

Das musste einer seiner besten Lieferanten, der happige Schiwetzki erfahren und bitter büßen. Der Händler hatte ein prächtiges Pußtapferd, einen vorzüglichen Traber, erstanden. Es hatte nur einen Fehler: es war durch nichts zu bewegen, auch nur das geringste Hindernis zu nehmen.

Schiwetzki pries den Gaul in allen Tonarten, ließ sich hoch bezahlen und verschwieg, warum er den Traber so billig hatte einkaufen können.

Natürlich kam Gaschin bald dahinter. Hatte er anfangs geglaubt, es läge vielleicht an dem Besitzerwechsel, an falscher Behandlung oder ähnlichem, so kam er doch bald dahinter, dass ihn der Schiwetzki einfach betrogen hatte.

Als dieser sich nach geraumer Zeit scheinheilig erkundigen kam, wie es um das wertvolle Tier stehe und ob Gräfliche Gnaden sich freuen, so ausgezeichnet bedient worden zu sein, nickte der Gaschin ganz zufrieden und hieß den Händler aufsitzen. Dem wurde angst und bange, als der Graf, bekannt als der beste Schütze weit und breit, zur Pistole griff.

Aber Gaschin schoss nur in die Luft, um das Pferd in Trab zu setzen. Der Reiter war heilfroh, mit dem Schrecken davon zu kommen, geriet aber in neue Nöte,

als das Ross, statt über den Schlossgraben zu setzen, der vor ihm lag, plötzlich stutzte und einfach stillstand.

Wieder schoss der Graf, und diesmal so, dass Schiwetzki die Kugel dicht am Ohr vorbei und gleichzeitig die Englein im Himmel pfeifen hörte. Er merkte jetzt, was die Glocke geschlagen hatte, und zeigte größte Eile, vom Sattel auf den Boden zu gleiten.

Gaschin schoss wieder. Der Traber machte sich wiehernd davon, dem Stalle zu. In dessen Schutz wollte sich auch der verängstigte Rosstäuscher flüchten. Doch der Graf vertrat ihm wortlos mit erhobener Pistole den Weg.

Hilfeheischend blickte sich Schiwetzki um. Da gewahrte er in der Nähe ein Jauchefass. Wie der Blitz rannte er auf es zu, sich dahinter zu verbergen. „Einsteigen!“ befahl Gaschin.

Was blieb dem um sein Leben Zitternden anderes übrig, als in die überriechende Tonne, die bis zum Rand gefüllt war, hineinzuklettern. Bis zum Bauch stand er in dem ekelhaften Nass.

„Untertauchen!“ kommandierte Seine Gnaden, die Pistole im Anschlag. Voll Todesangst verschwand der Betrüger im Fass, dass die Jauche nur so aufschwappte und überlief. Gleich kam er wieder hoch.

Aber der Graf zielte weiter und ließ den um Erbarmen Wimmernden unerbittlich noch einige Male untertauchen. Jedesmal, wenn Schiwetzki den Kopf unterm Faßrand hatte, zischte eine Kugel haarscharf darüber hin.

Das war gewiss ein grausamer Spaß. Allein, er heilte nicht nur den Pferdehändler für alle Zeit, sondern sprach sich auch im Lande herum und gab dem Schelmengrafen Ruhe vor Ausbeutern und solchen, die sich an ihm über die Maßen bereichern, auf gut deutsch, die ihn begaunern wollten, bloß weil sie ihm nicht gönnten, sein Vermögen so zu verjuxen, wie just ihm es gefiel.

aus: Schlesischer Heimatkalender 1962 von Dr. Karl Hausdorff

Publikationen des Genealogischen Arbeitskreises Carlsruhe

Der Genealogischer Arbeitskreis Carlsruhe im Heimatkreis Carlsruhe e. V. hat aus dem Raum Carlsruhe einige Ortsfamilienbücher und Dokumentationen erstellt. Carlsruhe gehört ja heute auch zu dem Kreis Namslau. Daher sind die Dokumentationen ggf. auch für die Namslauer Heimatfreunde interessant. Die Ortsfamilienbücher sind als Printausgabe sowie auch als PDF Ausgabe erhältlich. Wir geben Ihnen die Übersicht in der Annahme eines allgemeinen Interesses nachstehend zur Kenntnis:

Publikationen des Genealogischen Arbeitskreises Carlsruhe O/S
Publikacje przez genealogiczną grupę badawczą Pokój Język: niemiecki

Ortsfamilienbücher der Evangelischen Kirchengemeinde Carlsruhe O/S

Bo ksiąg kościelnych społeczności protestanckiej Pokój powiat Opole

		Printausgabe zuzügl. Versand	PDF z. lesen	PDF z. Drucken
Carlsruhe	(Pokój)	65 €	33 €	38 €
Krogullno und Gründorf	(Krogulna)	40 €	20 €	25 €
Blumenthal	(Krzywa Góra)	25 €	13 €	17 €
Tauenzinow mit Schwarzwasser	(Okoły, Czarna Woda)	25 €	13 €	17 €
Seidlitz	(Siedlice)	19 €	10 €	14 €
Sacken	(Lubiena)	45 €	23 €	28 €
Jüdische Familien	(Żydowskich rodzin)	18 €	10 €	13 €
Adel- u. Personen des Militärs	(Arzstokracja i personelu wojskowego)	18 €	10 €	13 €
Zufallsfunde der umliegenden Dörfer der Ev. Gemeinde		45 €	23 €	28 €
<small>(Okolicznych wsi protestanckiej społeczności Pokój) Mit den Orten (z miastami) : Dammer (Dąbrowa), Königlich Dombrowka (Dąbrówka Dolna), Liebenau (Lubnów), Jaginne (Jagienna), Falkowitz (Fałkowice), Dammratsch (Domaradz), Dammratschhammer (Domaraduka Kuźnia), Städtel (Miejsce), Gülchen (Gola), Kopaline (Koplaina), Sabienietz (Zabiniec), Zawise (Zawisa), Koschuben (Kozuby), Paris (Paryż)</small>				
Ortsfamilienbuch Plümkenau mit Friedrichsthal		50 €	25 €	30 €
<small>Mit den Orten: Zedlitz (Grabice), Neuwedel (Świąciny), Süßenrode (Młodnik), Georgenwerk (Nowa Bogacica), Friedrichsthal (Zagwizdzie) mit Kreuzbürgerhütte</small>				
Chronologie der Gemeinde Carlsruhe		30 €	15 €	19 €
<small>Chronologia protestanckiej społeczności Pokój</small>				
Genealogischer Wegweiser der Gemeinde Carlsruhe		20 €	10 €	13 €
<small>(Quellen und Hinweise zu genealogischen Forschungen)</small>				
Genealogiczny drogowskaz społeczność Pokój				
<small>(Źródła i wskazówki dla badań genealogicznych)</small>				
Fotobücher (Fotoksiążki)				
Carlsruhe „Pokój“ Gestern und Heute (Pokój wczoraj i dziś)		35 €		
Carlsruhe O/S – Alte Ansichten (Pokój w stare poglądy)		30 €		

Alle Preise zuzügl. Versandkosten; Wszystkie ceny plus koszty wysyłki
<http://www.carlsruhe.net>
 info@carlsruhe.net

Ergänzend noch ein Hinweis auf das Grabsteinprojekt der Carlsruher. Hier wurden die noch vorhandenen Grabsteine aus dem Bereich fotografiert und dokumentiert.

<https://grabsteine.genealogy.net/cemlist.php?v=GAC>

Für den Inhalt verantwortlich:

Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn

Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de

Auflage: 415

Redaktionsschluß: 20. Februar 2022

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

**Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de –
Schriftführer W. Giernoth)**

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

**Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS**

Hinweis:

Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.

Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 13.08.2020 für den letzten Veranlagungszeitraum 2017 bis 2019 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit.

Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.